

ESTICA

A-6631



zu Goethe's

hundertfünfzigstem

Geburtstage, ❀ ❀ ❀

16. (28.) August 1899.

Ein Gedenkblatt

von

Burhard von Schrenck.

Riga.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei (Herderplatz Nr. 1).
1899.

Commissions-Verlag


von Ionek & Poliewsky,

→ Riga ←

(Separatabdruck aus der „Düna-Zeitung“).

Im Goethe's

hundertfünfzigstem

Geburtstage, 

16. (28.) August 1899.

~~~~~

Ein Gedenkblatt

von

Burchard von Schrenck.

---

Riga.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei (Herderplatz Nr. 1).

1899.

Дозволено цензурою. Рига, 19 Августа 1899 г.



**ESTICA**

A rectangular purple ink stamp containing the word "ESTICA" in bold, uppercase letters.

A-6631.

Handwritten in blue ink, the alphanumeric string "A-6631." is written to the right of the "ESTICA" stamp.

**L**äßt fahren hin das Allzuflüchtige!  
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;  
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,  
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige  
Durch folg' aus folge neue Kraft;  
Denn die Gesinnung, die beständige,  
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage  
Nach unserm zweiten Vaterland;  
Denn das Beständige der ird'schen Tage  
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Goethe.





## I.

„Wisset nur, daß Dichtertworte  
Um des Paradieses Pforte  
Immer leise klopfend schweben,  
Sich erbittend ew'ges Leben.“

(West-östlicher Divan.)

**D**as erhebende Gedenkfest, welches nicht nur Alle, die ihre Gedanken und Gefühle der deutschen Zunge anvertrauen, sondern die Gebildeten der ganzen Welt sich im Geiste zusammenfinden heißt, es gilt dem Tage, an dem vor hundertfünfzig Jahren **J o h a n n W o l f g a n g G o e t h e** in diese Welt trat. Berufen zum „Herrscher im Reiche freier und kräftiger Gedanken,“ war er von der allwaltenden Natur mit so reicher Mitgift ausgerüstet, wie sie nur jenen wenigsten erlauchten Geistern geschenkt wird, zu denen die Menschheit als ihren höchsten Repräsentanten mit dankbarer Ehrfurcht aufblickt. Denn sie sind es, in denen tiefstes Bedürfnis der Menschenbrust Gestalt und Wesen gewinnt, und was in

Millionen von Seelen stumm dahinschlummert, gab ihnen ein Gott in lebendigem Wort zu sagen. Wissen wir Goethe dieser Elite größter und edelster Geister zugehörig, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß die Menschheit ihm eine wesentliche Bereicherung ihres gesammten geistigen Besitzstandes verdankt, als dem Schöpfer einer Gedankenwelt, die, mit dem Besten und Werthvollsten, was je von Menschen gedacht und empfunden ward, innigst verbunden, ihn für uns „mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt“ macht.

In glücklichem Vergleich theilt Schopenhauer die Schriftsteller ein in „Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne“. „Die ersteren,“ sagt er, „liefern die momentanen Knalleffecte: man schaut auf, ruft „siehe da!“, und auf immer sind sie verschwunden. — Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller als die Fixsterne und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. — Die dritten allein sind unwandelbar, stehen fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit wie zur andern, indem sie ihr Ansehen nicht durch die Veränderung

unseres Standpunkts ändern. . . Sie gehören nicht, wie jene andern, e i n e m System (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.“

Ein solcher Fixstern ist Goethe. Er hat nicht geborgtes, sondern eigenes, nicht verblaffendes Licht; dasselbige Licht, welches rein und hell das Universum erleuchtet, scheint auch von ihm in sonniger Klarheit auszugehen. Und darum freuen wir uns des Tages, an dem dieser Stern am Firmament erschien, um, Leben weckend und nährend, seine Strahlen hell und heller ringsher zu versenden.

Worin wir aber solcher Lichtwirkung von ihm gewahr werden, das uns aufs Neue ins Bewußtsein zu rufen, fordert ein Gedenktag, wie der heutige, auf.

Nennen wir Goethe's Namen, so denken wir ja wohl zuerst und vor Allem an ihn als den Dichter.

Vor unserem Auge steigt jenes gewaltige Haupt empor, um welches sich, in der reichsten Blüthezeit deutscher Dichtung, schaffende Geister wie um ihren beherrschenden Mittelpunkt schaarten, jene Gestalt, an die Platen, als er von dem neuerworbenen geistigen Reiche sang, die Verse richtete:

„Und fehlt ein Kaiser dieses Reiches Throne,  
So nimm von uns, die Du verdienst, die Krone!“

Und der Dichterkranz, der diese Stirne gekrönt hat, er ist in Blatt und Blüthe der reichste, der wunderbarste, der je geflochten ward. Faßt sich uns doch im Namen Goethe der Inbegriff dichterischer Kräfte zusammen, so daß er uns der Dichter schlechthin wird.

Wie es unmöglich ist, einen Klang oder eine Farbe, geschweige aber eine Harmonie von Farben oder Tönen zu beschreiben, so vergeblich scheint es, das Wesen Goethe'scher Dichtung aussprechen zu wollen. Denn als der realste und doch zugleich als der idealste unter den Dichtern, als der körperlichste und doch allergeistigste, als der männlichste und weiblichste steht er da; er ist kräftig und doch zart, fest und doch geschmeidig; er ist der hellste und offenbarste, wenn er seinen Gestalten ein selbständiges Leben eingiebt und seinen Gedanken Körper und Glied leiht, wie der Meißler dem Steine; und doch ist er der geheimnißvollverschleiertste, der dunkelste unter den Dichtern, wie er mit dem Unausprechlichen ringt, es in Bild und Symbol zu fassen. Derselbe, der auf's Vollkommenste hellenisch-abgeklärt ist, ist auch urdeutsch-viderb und scheint als Bildner seiner Geschöpfe mit Raphael ebenso verwandt wie mit Albrecht Dürer.

Und sollten wir uns denn wundern, daß in ihm scheinbar so widersprechende Wesensseiten — wie sie Bielschowsky in ihrer Gegensätzlichkeit auf's



Schönste beleuchtet — ein gleiches Recht behaupten? Ist denn nicht die Natur selbst geistig und körperlich, männlich und weiblich? Ist sie nicht selbst ehern starrer Fels und ewig fluthende Welle? Ist nicht sie, die Allzeugin, selbst licht und dunkel, geheimnißvoll und offenbar, barock ungehobelt und klassisch verklärt? Und weiß sie nicht allstündlich den Ausgleich zu finden, der all' die wechselnden Regungen contrastirenden Lebens immer wieder in jenen Einklang zusammenströmen läßt, der nach Streit und Widerspruch die höchste Beruhigung athmet? Nun, und so sehnte sie sich denn — wie Heine so schön sagt — die Natur sehnte sich, zu sehen und zu erfahren, wie sie selbst aussähe, und — sie schuf Goethe. Darum möchten auch wir, wie einst ein Zeitgenosse des Großen es that, „Goethe gern den Geist der Natur selbst nennen und daraus sein ganzes Wesen erklären.“

Raum Fessel, sondern leichte Hülle war es ja nur, die er abzustreifen brauchte, als er aus den flachen, französisch-conventionellen Nachahmungen, in denen sein kindlicher Trieb sich versuchte, den großen, entscheidenden Sprung in's Freie that und, der frohen Natur selbst in's helle Angesicht schauend, sein gewaltiges Erstlingswerk schuf, den urwüchsigem, kraftfrohen „Göt“, der ihn mit einem Schlage zum gefeiertsten Dichter Deutschlands machte und selbst den Ruhm des damals vergötterten

Klopstock vor dem aufgehenden neuen Gestirn erbleichen ließ.

Und die naturtreuesten, leidenschaftlichst empfindsamen Töne der Jünglingsbrust klingen uns dann im zweiten Hauptwerk des ungestüm drängenden Dichterherzens entgegen, im vielgeschmähten und doch so unvergleichlichen „Werther“, dieser Dichtung grenzenlosen Liebessehns und zärtlichsten Naturempfindens.

Raum ein paar Jahre liegen dazwischen, aber wie unendlich verschiedene Bewegung derselben Menschenbrust hat sich schon aus Naturtiefen zu poetischer Gestalt von typischer Vorbildlichkeit verkörpert! Welche Fülle hervorbrechender Productivität, wie sie in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre den „jungen Goethe“ ganz und gar erfüllt, durchstürmt und bildnerisch sich an's Licht drängt! Neben den großen, einheitlichen Schöpfungen ist es ein wahrer Blütenregen der zartkräftigsten Lyrik, in der wir die kindlichsten Laute der Natur selbst, rein und voll und heiter, sehnsüchtig und dann wieder still beschwichtigt, zu vernehmen meinen. Und in derselben Zeit sehen wir ihn nicht nur in leidenschaftlicher Bewegung ein Schauspiel an das andere reihen, sondern sich zugleich in gesammelter Vertiefung an die umfassendsten religiösen Stoffe wagen, Arbeiten, denen wir, wenn auch leider in unvollendet gebliebener Gestalt, doch hochbedeutende Poeme verdanken, die

ganze Reihe der „Fragmente“, in sich schließend eine Ideenwelt, mit der der kaum Fünfundzwanzigjährige seiner — und wohl auch unserer — Zeit weit vorausseilt.

Aber mehr! Mit einem Talent, von dem er selbst später sagte, daß es ihn in diesen Jugendjahren nie im Stich gelassen, mit einer Kraft, die sich selbst Alles zutraute, sehen wir ihn schon in dieser Zeit am „Faust“ arbeiten, dessen erster Theil in seinen Hauptzügen, als der später sogenannte „Urfaust“, schon 1775, als Goethe Weimar betrat, vorlag.

Hier, in Weimar, fand er dann eine dauernde Stätte, der er bis an's Ende treu blieb. Die berühmten ersten zehn Weimarer Jahre, von 1776 bis 1786, rufen ihn zwar zu praktischem Wirken und lassen in ihm das Feuer sich dehnenenden Wissenseifers erglühen, aber auch in dieser Zeit kann der dichterische Genius nicht ruhen. Der rastlos Schaffende schreibt seinen „Egmont“, legt den Anfang zum „Wilhelm Meister“, und es bildet sich in ihm jene Wendung zum Classicismus, die schon in dieser Zeit die „Iphigenie“ in der ersten Prosafassung entstehen läßt; bis er, auf Flügeln der Sehnsucht nach dem classischen Boden Italiens getragen, hier ein Neues, nur leise Vorgeahntes im mächtig erweiterten Geiste sich entwickeln fühlt. „Goethe in Italien“ — es bedeutet eine der außerordentlichsten Episoden in der Geschichte der Dicht-

kunst; es war, als ob in neuem Gewande, herrlicher als je, der Genius der Antike seine geweihten Gefilde wieder besuchen wollte. In der göttlich schönen „Iphigenie“, die hier ihre poetische Durchleuchtung empfing, erstand ein Denkmal innigster Vermählung des antiken und des christlichen Geistes. Unter italienischem Himmel auch ward der „Tasso“ gebildet, der in wunderbarster Musik die sanft beruhigte Weisheit harmonischer Seelentiefe neben dem Abgrund einer schmerzvoll in sich gespaltenen Dichterbrust hinwogen läßt.

Und durch schwere Uebergänge entfaltet sich nun, noch reicher und fruchtbarer, wiederum ein Neues, als nach der Rückkehr in die Heimath sich in den neunziger Jahren das Band mit Schiller knüpft und ein Jahrzehnt hindurch ein Austausch der Geister sich vollzieht, wie die Welt keinen zweiten auf solcher Höhe des Lebens gesehen, um dessen Besitz die Deutschen von allen Nationen der Erde beneidet werden.

„Der Mensch begreift nur, was ihm gemäß ist“. „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch Demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt“. Behalten wir, wenn wir Goethe's dichterische Entwicklung zu verstehen suchen, diese seine eigenen Worte im Auge, so werden wir auch die Bedeutung, welche Italien und die Antike für ihn gewannen, weder unterschätzen, noch in's Ungebührliche steigern, wie

Beides oft geschehen ist. Hatte Goethe's Natur — wie das Albert Bielschowsky in seiner schönen Biographie besonders lichtvoll macht — „von allem Menschlichen eine Dosis empfangen“, so war er doch in jedem Zeitpunkte so sehr er selbst, daß er Alles, was er aus Vor- und Mitwelt in sich aufnahm, auf's Vollständigste durch sein innerstes eigenes Wesen passiren ließ und es als ein Anderes, eben nur als ein Goethisches wieder entließ. Das zeigen deutlichst auch die Productionen aus dem Jahrzehnt nach der italienischen Reise. „Hermann und Dorothea“, diese Dichtung seines reifsten Mannesalters, welche Schiller für den Gipfel der Goethe'schen und der ganzen neueren Kunst erklärte, ist in Stoff, Idee und Geist urdeutsch; aber wer sich an der reinen Plastik der hier geschaffenen Gestalten, an der Greifbarkeit der Situationen, an der in ihrer Knappheit doch erschöpfenden Detailmalerei freut, wird überall spüren, daß er classische Luft athmet. Reinsten classischer Hauch, aber verschwifert mit der Innigkeit eines deutschen Gemüths, durchweht auch die gleichzeitig entstandene, vollendet schöne Elegie „Alexis und Dora“. Und in „Heineke Fuchs“, dem in seiner naiven Satire unnachahmlichen Thierepos von echt deutscher Art, konnte sich doch wiederum Schiller gerade des unaffected darin waltenden homerischen Tones besonders freuen.

Wieviel überall ihm gemäß war, hatte eben Goethe aus Fremdem zu seinem Eigenthum gemacht, und was er sein wußte, dem gab er, „gestaltend, umgestaltend“, eine stete Folge. Gemäß aber war ihm das in reinsten Bedeutung Menschliche und Natürliche, das im weitesten Sinne Typische, und so fand er es, mit seinem „gegenständlichen“ Denken, aus allen Zeiten und Zonen. Von weit her, nicht nur aus dem classischen Alterthum, sondern aus Indien und Persien, aus Palästina und Arabien hat er es gefunden, seiner Natur amalgamirt und so das Antike mit dem Modernen, den Orient mit dem Occident in Eins zusammenfließen lassen. Solche Verschwisterung entferntester Culturelemente haben wir im „Westöstlichen Diwan“, dieser einzig eigenartigen Verbindung von tiefsinnigstem, oft mystischem Ernst mit glühendem Temperament und launig-verwegenstem Frohmuth.

Das Natürliche, wie es immer reiner und vertiefter sich in's Geistige steigert, erscheint in Goethe dichterisch verklärt. Das ist auch das Wesen seiner beiden großen Romane, der bedeutendsten, welche die deutsche Literatur kennt. Fast gleichzeitig mit „Hermann und Dorothea“, um die Wende 1796/97, werden „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ vollendet, in denen sich, wie nie zuvor oder hernach, menschliche Charakterentwickelungen, besonders in all' den Typen mannigfaltiger weib-

licher Artung, darzubilden. Das Buch, in dessen Gefüge sich eine Summe der Weltkenntniß und Lebensweisheit einfließt, trat seinen Lauf durch die Literatur aller Völker an, und, wie es jetzt sogar der Chinese und Japanese in seiner Sprache liest, ist es wohl der verbreitetste aller Romane geworden. Denn volle Menschennatur ist es, der dieses Werk nach- und angeschaffen ist. In noch engerem Sinne n a t ü r l i c h , nämlich ausgesprochenermaßen dem Gedanken merkwürdigster Analogie zwischen elementaren Natur- und Seelengesetzen entsprungen, ist Goethe's zweiter großer Roman, die 1809 erschienenen „Wahlverwandtschaften“, die vielleicht gerade deshalb, weil sie, gleich dem „Wilhelm Meister“, aus so unverfälschten Naturtiefen geboren sind, die unverständigsten Mißdeutungen sich mußten gefallen lassen, indem man aus einem psychologischen „Präparat“, wie der feinsinnige Goedeke diesen Roman charakterisirt, einen Moral-codex machen wollte.

Diese letzten Schöpfungen stehen schon an der Schwelle von Goethe's Alter. Aber was er selbst von genialen Naturen sagte, daß sie, „während andere Leute nur ein Mal jung sind“, eine „wiederholte Pubertät“ erleben, indem „bei ihnen immer wieder ein Mal eine temporäre Verjüngung einzutreten“ schein — das war ihm zumal auf's Wundersamste beschieden. Man denke an die großen Werke seines Alters, an „Dichtung und

Wahrheit“, wo die Bilder seiner Jugend in blühender Frische sich ihm, poetisch verklärt, erneuerten; an „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, die eines umschauenden Geistes weiteste Perspektiven, religiöse und ethische, pädagogische und socialorganisatorische, heiter und bedeutend vor uns aufthun. Man erinnere sich der unererschöpft hervorquellenden Gedichte, von denen aus dieser Periode die unter „Gott und Welt“ zusammengefaßten, so in Form als Idee, wohl am Bedeutfamsten sind. Man versenke sich in die „Sprüche“, in die „Maximen und Reflexionen“, wo sich, wie in einem Bergschacht, seltsamst gemengtes, seltenes Gestein an einander geschichtet findet.

Alle diese Erzeugnisse des nie Ermüdenden überragt aber weit sein weltumfassendes Riesenwerk, der „Faust“, dessen zweiten Theil der greise Dichterkürst im Sommer 1831, kaum ein Jahr vor seinem Tode, abschloß. Eine solche Leistung auf solcher Höhe der Jahre steht beispelloß da; und wenn auch dem erleuchteten Geiste, wie er im Unbewußten Offenbarung findet, gar oft — um des Dichters eigene Worte zu brauchen — die Gedanken kamen wie die freien Kinder Gottes und sprachen: Da sind wir! — so überzeugt doch schon ein Blick in seine Tagebücher mit ihrem in jener Zeit fast täglich in Variationen wiederkehrenden Vermerk „das Hauptgeschäft gefördert“, welcher Summe von Arbeit dieses Werk seine Vollendung verdankt.



Denn — so schrieb, mit dem Abschluß seines „Faust“ beschäftigt, der Dichter am 1. Juni 1831 seinem Freunde Zelter — „es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen und Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergöße und ihnen zu schaffen mache.“

Wie wenig aber Goethe selbst das vollendete Werk als erschöpfend betrachtete, geht aus den Worten hervor, die er, nach Einsiegelung des Manuscripts, das erst nach seinem Tode dem Druck übergeben werden sollte, an Reinhard richtete: „Aufschluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes.“

So blieb dem greisen Dichter fort und fort die Fülle des Göttlichen und Menschlichen „offenbares Räthsel,“ dem er, sich dem Weltgeist näher ringend, immer neue, immer tiefere Seiten abgewann. Derselbe, der in prometheischem Jugenddrange seine kraftvollen, urindividuellen Geschöpfe hervorgebracht hatte, zog nun, in's All sich erweiternden Geistes, seine reinen Kreise um die „geheimnißvoll-offenbaren“ Urgründe des Seins, da „jeder Schritt Unermeßlichkeit“ ist. Weit über die Beschränkung

der Individualität hinauszulangen, auf die großen, typischen Züge allwirkenden Lebens gerichtet, gern im Allegorischen weilend, gipfelt sein dichterisches Bekennen in den Worten:

„Alles Vergängliche  
Ist nur ein Gleichniß“.





## II.

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der  
Geburt schon  
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,  
Welchem Phoebus die Augen, die Lippen Hermes gelöstet,  
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!“

Goethe, den Dichtergenius, den göttergeliebten und geistergebietenden, feiern diese Worte seines großen Freundes Schiller. Goethe, dem Dichter, sind auch wir in den Hain der Musen gefolgt und haben zur Feier des heutigen Gedekfestes die Reihe seiner größten, vollwerthigen Dichterwerke zu überschauen gesucht.

Heute, wo vor anderthalb Jahrhunderten dieses Leben seinen Anfang nahm, richtet sich Wunsch und Gedanke darauf, würdig den Großen zu ehren, dem wir so Großes verdanken.

Dichter ist, wer die verstreuten Klänge der Weltharmonie zu sammeln weiß, weil er sie zusammenklingen hört. Und je voller der Einklang ist, der ihm „aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt,“ desto mehr ist er Dichter. Ganz d e r Dichter ist er, wenn sein

ganzes Wesen und Leben ihm zu solchem Dichten wird und so den mächtigen Einklang erzeugt, der jedem Menschenherzen die verlorene Weltharmonie in leisen Tönen wieder erklingen läßt.

Gins will darum vor Allem festgehalten sein, wenn der Vollgewinn der Erscheinung Goethe's sich uns erschließen soll: zwischen dem, was er dichtet, und dem, was er lebt und ist, giebt es keine Kluft.

„Immer hab' ich nur geschrieben,  
Wie ich fühle, wie ich's meine,  
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,  
Und bin immerfort der eine“.

Wer da meint, den Dichter Goethe vom Menschen trennen zu können, wer da glaubt, Goethe sei, so zu sagen, poetischer Fachmann und als solcher zwar einer der bedeutendsten und genialsten gewesen, gehe aber im Uebrigen die Menschheit, in ihren allgemeinen menschlichen Interessen und ihrer ganzen Vorwärtsbewegung, nicht eben viel an, der schneidet durch solch' willkürliche Grenzen sich das Beste des Verständnisses ab.

„Mein unermeslich Reich ist der Gedanke,  
Und mein gestügelte Werkzeug ist das Wort!“

Sprache und Wort, Bild und Gleichniß, Reim und Rhythmus — in ihnen bewegt sich zwar der Dichter, aber sie sind, wie Schiller sie hier nennt, doch nur Werkzeug, das da offenbar machen soll des Dichters innerstes Erschauen, Erkennen und

Erleben in seinem unermesslichen Reiche. „Der Dichtung Schleier“, ihn nimmt der Gottbegnadete „aus der Hand der Wahrheit“. Die ist sein Reich. Diese Wahrheit aber ist nicht eine Summe von todtten Sonderwahrheiten, wie sie in Lehrbüchern und Systemen festgelegt werden, sie ist nicht — hier eine ästhetische, dort eine wissenschaftliche, eine religiöse oder ethische, sie ist die e i n e , ewig = lebendige, allumfassende und all-durchdringende.

„Theilen kann ich nicht das Leben,  
Nicht das Innen noch das Außen,  
Allen muß das Ganze geben“.

Prophet dieser untheilbaren Wahrheit ist auch der Dichter, wenn anders er Dichter von Gottes Gnaden ist, der nicht unter „schlotternden Lemuren, geflickten Halbnaturen“ sich hin und her bewegt, sondern auf den lichten Höhen und in den verborgenen Tiefen des Menschthums in seiner Vollnatur wandelt. Hier, wo das Endliche in's Unendliche überströmt, offenbart sich ihm als Menschlich-Göttliches das ewig Eine, wie es in „Werdeluft“ nach regelnden Gesetzen sich in tausendfacher Lebensform fort und fort gestaltet. Und wenn ihm so das Allgemeine zum Besonderen wird, ist ihm doch wiederum jedes Besondere nur Erscheinungsweise eines Allgemeinen. Das ist der „Einklang“, der ihm „aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt.“

Was wir in solchem Sinne an Goethe als Dichter haben, dessen erquickten wir uns auch an ihm als dem Denker und Forscher, denn auch als solcher bleibt er der Dichter, der den Einklang der Weltharmonie hört, wenn ihn die Natur in ihr „heilig-öffentlich Geheimniß“ blicken läßt und wenn er als Weltweiser die Berge und Thäler menschlichen Erkennens durchschreitet.

Keine Gefilde unberührt lassend, dringt er im Endlichen nach allen Seiten dem Unendlichen entgegen, und wenn er als Geolog und Mineralog die Bildungsgesetze der Schichten und Gesteine studiert, wenn er als Anatom den menschlichen Zwischenkiefer entdeckt, als Biolog im Bau der Pflanze ein Symbolum allgemeinsten Entwicklungsweise alles organischen Naturlebens auffindet und die Grundgedanken der heute zum Gemeingut gewordenen Descendenzlehre vorzeichnet, wenn er als Meteorolog die Bedingungen der Niederschläge und der Wolkenbildung enthüllen will, als Chemiker „der Elemente Lieben und Hassen“ erforscht oder als Physiker Licht und Farben in ihren Beziehungsgesetzen zu erkennen trachtet — überall ist ihm Leitstern die innerlichst eingegebene Ahnung wohl in's Mannigfaltige wirkender, aber einem Borne entströmender und einheitlich zusammenhängender Lebenskräfte.

„So schauet mit bescheidnem Blick  
Der ewigen Weberin Meisterstück,

Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,  
Die Fäden sich begegnend fließen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt!  
Das hat sie nicht zusammengebettelt;  
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,  
Damit der ewige Meistermann  
Getrost den Einschlag werfen kann.“

Vergegenwärtigen wir uns so den Genius Goethe in der Einheitlichkeit seines dichterischen und wissenschaftlichen Bildens, seines Betrachtens, Durchdenkens und Gestaltens, in dem monumentalen Aufbau seines immer weiter, reicher und freier sich steigernden Lebens, auf das so oft als das schönste seiner Kunstwerke hingewiesen ward, suchen wir aus der Summe seiner Gedankenwelt für uns, unsere Zeit und unsere Aufgaben das Fruchtbare zu heben — dann erst haben wir den ganzen Goethe. Und Goethe hat nur, wer ihn ganz hat. Es giebt keinen zweiten, annähernd so reichen Lebenslauf, der, im Großen wie im Einzelnen, so offen dargebreitet läge, wie der Goethe's. Nicht nur seine Werke, sondern Briefe und Tagebücher, Gespräche und Mittheilungen persönlich ihm befreundeter Zeitgenossen lassen uns in dieses Leben so voll hineinklicken, daß wir den Großen fast noch als Lebenden mitten unter uns zu haben glauben. Da bleibt er uns dann nicht etwa bloß eine bedeutende historische Persönlichkeit, die im Rahmen ihrer Zeit und in den Grenzen ihres

Dichtertalentes Großes vollbracht hat, sondern er wird wirklich u n s e r , indem er heute fortwirkt, wie damals, ja er wird immer mehr unser werden und immer mächtiger fortwirken, je mehr jetzige und kommende Geschlechter die lebendigen Quellpunkte erkennen lernen, an denen sich die Bäche fortentwickelten Geisteslebens mit seiner Gedankenwelt berühren.

In diesem Geiste fließt uns — wie es für ihn selbst, sagte er, oft geschah — die Vergangenheit mit der Gegenwart in Eins zusammen, und so sollten wir unseres Goethe uns nicht immer von Neuem erst zu erinnern brauchen, vielmehr soll sein ganzes Bild, „in unser Inneres verwoben“ und darum allezeit gegenwärtig, „ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen.“ Dann erst wird der Genius nicht nur in seiner olympischen Glorie angestaunt und mit Worten verherrlicht, sondern wird auch uns in Wahrheit zum guten Genius, zum tröstenden Freunde und treibenden Führer.

Wie kann Goethe uns Freund und Führer werden?

Nun, wen Jemand als Freund berathen und weisen soll, den muß er vor Allem verstehen. Und wer Vielen und Verschiedengearteten Führerdienste thun soll, muß viele und verschiedenartige Geister verstehen können. Das thut Goethe, denn er ist der menschlichste unter den Dichtern. Er



hat ein Mitgefühl menschlicher Zustände, wie sie sich in ewigem Wechsel und ewiger Wiederkehr abrollen, in Jugend und Alter, in Mannes- und Weibesart; in Ausbreitung und Beschränkung, Leidenschaft und Mäßigung, Ordnung und Wirrsal; in Neigung und Abneigung, in Sehnen und Suchen, Wagen und Zagen; in Leiden und Triumphiren, in Kämpfen und Ruhen; ein Mitgefühl mannigfaltiger menschlicher Zustände, so ursprünglich, so naturgeboren und naturlebendig, daß er sie — wie er selbst gegen Eckermann einst äußerte — als seiner inneren Welt entlehnte, vermöge einer Art von Anticipation oder Vorausnahme, darzustellen im Stande war, lange bevor er sie durch Erfahrung in der äußeren Welt thatsächlich kennen lernte. So fand er im Laufe seines Lebens vielerlei in der Wirklichkeit bestätigt, was er längst schon in seinen Dichtungen ausgesprochen hatte. Durch solch ein inneres Gefühl dessen, was im Menschen in seinen mannigfachen Zuständen liegt, und was von ihm, als bedingtem und sich entwickelnden Wesen, die wechselnde Lebenslage fordert, wurde Goethe schon als Lebender zum Berather und Beichtvater, dem verständnißfähigsten und treu-verschwiegensten, für Viele. Und darum sagen wir: Führer kann er auch fortan sein, weil er auch späteren Geschlechtern der Beichtvater bleibt, da denn in den Gestalten, denen er Leben geschenkt hat, in den wechselnden Geschichten seines eigenen

Erdenweges und in all seinen Schöpfungen, die im Grunde nichts als eine große Reihe von Bekenntnissen sind, ein Jeder sich selbst in mannigfaltigen Zuständen als Entwicklungsbedürftigen wiederfindet, als strebenden und irrenden Erdenwanderer wiedergespiegelt sieht.

„Weltverwirrung zu betrachten,  
Herzensirrung zu beachten,  
Dazu war der Freund berufen.  
Schaute von den vielen Stufen  
Unses Pyramidenlebens  
Biel umher, und nicht vergebens:  
Denn von außen und von innen  
Ist gar Manches zu gewinnen.“

So waren denn Weltverwirrung und Herzensirrung ihm wohlvertraut, konnten es auch um so mehr sein, weil er selbst, wie jeder Sterbliche, in seinem Streben auch gefehlt und geirrt und als echter Erdensohn den rechten Weg hat suchen müssen. Mit dem, worin er es verfehlt hat, ist ja schon die Mit- und dann die Nachwelt überstreng zu Gerichte gegangen: aber doch wird, wer Goethe wirklich kennt, wie er in höchster Aufrichtigkeit sich nie beschönigte, vielmehr, was er irrte, auch beichtete, mit Julian Schmidt bekennen: „Wir müssen ihn lieben, denn er ist unser Fleisch und Blut, er ist der ideale Ausdruck unserer eigenen Natur, und wenn wir mit ihm rechten, so geschieht das auf keine andere Weise, als wie wir in uns selbst das Schiefe und Verkehrte bekämpfen.“

Wie sehr Goethe, durch sein Verstehen alles Menschlichen, den verschiedengeartetsten Zeiten und Menschen ein treuer Spiegel bleibt, das können wir in unsern Tagen besonders handgreiflich wahrnehmen. Denn gerade in dieser Zeit, im letzten Vierteljahrhundert, welches, eine dem Classischen mit Bewußtsein abgewandte Richtung einschlagend, in völlig neue Wege drängt, hat die Goetheforschung nicht nur, sondern hat das Interesse für Goethe im großen Publicum einen deutlichen Aufschwung genommen. Ja, wir dürfen sagen, daß Goethe der jüngeren Generation fast näher gerückt ist, als er es ihren Vätern um die Mitte des Jahrhunderts war. Grundmoderne Geister finden in ihm, was ihnen congruent ist. Und das mit gutem Recht, denn nichts widerspräche so sehr dem Goethischen Geiste, als wenn wir ihn zum Classifier im schulmäßigen Sinne stempeln und zu dem auf Wolken thronenden Meister machen wollten, der mit Dictatorwürde e i n e Form als die für alle Zeit bindende aufgestellt und so, was Geist und Leben ist, in's Starre gebannt hätte. Goethe knechtet nicht, sondern er befreit. Er will nicht lehren, sondern entwickeln. Er hat uns, wie es jüngst erst Gustav Reuchel so schön und eindringlich wieder gezeigt hat, „keine neuen Dogmen und Systeme hinterlassen“, sondern „köstlichen Nährstoff zu geistig-sittlich-religiösem Wachsthum aus eigener Seele empor,“ und eben deshalb kann er uns, als

Wachstumsbedürftigen, zum führenden Freunde werden. Denn nicht ein Meister wollte er selbst sein, wie auch Richard Meyer am Ausgange seiner höchst gediegenen Biographie zusammenfassend betont, sondern ein Befreier. Keineswegs zwar in dem Sinne, wie ein Theil der Modernen befreit sein will, der unter Nieziche'schem Panier, in absurdem Uebermenschen- und Umwerthungsschwindel, die Moral als lästige Zwangsjacke abstreifen und jedwedem Triebe freien Lauf öffnen will. Diese dürfen sich nicht auf dessen Namen berufen, der nicht das Sichausleben der Triebe, sondern ihre Erziehung und Beherrschung vorbildete, der nicht die souveräne Selbstherrlichkeit des Individuums, sondern die Ehrfurcht vor dem, was über, neben und unter uns ist, als adeliges Vorrecht des Menschen verkündete und den Erdgeborenen aufrief, durch sein Beispiel uns das Dasein höherer Wesen glauben zu lehren:

„Der edle Mensch  
Sei hilfreich und gut!  
Unermüdet schaff' er  
Das Nützliche, Rechte,  
Sei uns ein Vorbild  
Jener geahneten Wesen!“

Wohl aber ist und bleibt Goethe Befreier in dem Sinne, wie ihn Keuchel's bedeutendes Buch uns frisch und jung in der Fülle seiner befreienden Gedanken darstellt. Befreier ist er, weil er den

Bollwerth menschlich = göttlicher Lebensentfaltung nicht in e i n e, unwandelbare, autoritative Form oder magische Formel festbannt, nicht in einer solchen das Heil suchen lehrt, sondern, an ein „fortwährendes Werden“ glaubend, auch selbst der ewig werdende, der allezeit sich Vorwärtsarbeitende und als Mensch „ein Kämpfer“ war. Darum wird ihm der werdende, aber auch nur der werdende immer dankbar sein. Denn als werdender ermutigt und begeistert er auch uns zu freudigem Streben und Kämpfen im Dienste des „Werdenden, das ewig wirkt und lebt“.

Wer sich von Goethe ein rechtes Bild machen will, vergesse nicht, daß die klassische Ruhe seiner Erscheinung, das im Alter scheinbar kaum mehr gestörte Gleichgewicht seines Wesens mühsam erkämpft war, und daß er bis zum letzten Athemzuge kein fertig Abgeschlossener war, wie Solches jüngst noch in Robert Saittschick's feinbesaiteter Studie über „Goethe's Charakter“ mit überzeugender Lebendigkeit geschildert ist. Ein Kämpfer ist er gewesen, und wenn wir, als Solche, die weiter zu kämpfen gesonnen sind, uns ihm anschließen, so denken wir, auch im Hinblick auf die uns drohenden Gefahren der Absperrung und des Stillstandes, an sein Wort:

„Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;

Läßt er zum Sitzen mich ein, steh' ich für heute mich weg.“

Wir denken zumal an jene urkräftigen Worte :

„Allen Gewalten  
Zum Trutz sich erhalten,  
Nimmer sich beugen,  
Kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme  
Der Götter herbei.“

Des Dichters und Kämpfers größte Schöpfung, die ihn durch allen Wandel seines Lebens begleitet hat, sein „Faust“, stellt uns den durch innere und äußere Hemmungen auf- und vorwärts strebenden Geistesmenschen vor Augen. Und wie es schon für den jungen Goethe hieß :

„Dem Schnee, dem Regen,  
Dem Wind entgegen,  
Im Dampf der Klüfte,  
Durch Nebeldüfte,  
Immer zu! Immer zu!  
Ohne Rast und Ruh’!“

— so erfüllte sein ganzes langes Leben ein unablässiges Vordringen, Wachsen, Arbeiten, Kämpfen; nur daß der früher brausend überschwellige Strom dann gebändigter und gemacher, ein erweitertes Bett sich Bahnend, immer ebenmäßiger, immer klarer, mit beruhigter Kraft dahinfluthete. So wandelte sich das Jugendwort „Ohne Rast und Ruh’“ in den Wahlspruch seines Alters „Ohne Hast, aber ohne Rast.“

Dem festen Willen, der das Wort sprach :

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet“ —

war es durch stete Arbeit an sich selbst gelungen, heftig bewegte Triebe in willigen Dienst des beherrschenden Geistes zu fügen und ein ungestüm leidenschaftliches Naturell zu harmonischer Thätigkeit heranzubilden.

Solcher Thätigkeit blieb sein Leben rein und reiner geweiht. Auf das Thätig-Lüchtige zielt Alles bei ihm ab. „So lang' man lebt, sei man lebendig.“ „Es kommt,“ sagt er, „im Leben nur auf das Handeln an, das Genießen und das Leiden findet sich von selbst.“

„Und Dein Streben, sei's in Liebe,  
Und Dein Leben sei die That!“

So will uns, in „neue Sphären reiner Thätigkeit“ entrückt, sein leuchtendes Bild zurufen:

„Drum thu' wie ich und schaue, froh verständig,  
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!  
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,  
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben;  
Nur wo Du bist, sei Alles, immer kindlich,  
So bist Du Alles, bist unüberwindlich!“

Und so vereinigt sich, auf daß, inmitten der Zerrissenheit irdischer Gestalten, ein Mal ein vollendet Menschliches hervorgebracht sei, in dieser wunderbaren Persönlichkeit mit dem durch und durch männlichen Vorwärtsdringen der That — ein Kindliches, wir können es auch ein Ewig-Weibliches nennen. Es ist die empfängliche Aufgeschlossenheit der Seele einer überreichen Welt göttlicher Offenbarungen gegenüber; es ist der offene

Sinn für „Gottes überall einfließende Weisheit“; es ist das zarte Gemüth, das jeden Lichtstrahl, der den Erdenwanderer aus einer besseren, reineren Welt berührt, dankbar aufnimmt und wiederspiegelt; es ist der tief fromme Sinn, in seinem Sehnen, sich „einem Höhern, Keinern, Unbekanntem aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“; es ist ein immerwährendes Ringen und leises Flehen, das sich dem heiligen Urquell aller guten Kräfte nahen möchte mit der Bitte:

„O Gott! beschwichtige die Gedanken,  
Erleuchte mein bedürftig Herz!“

Unter dem Symbol des „Ewig-Weiblichen“ hat Goethe diese tiefste und schönste Seite menschlichen Wesens in seiner unvergleichlichen Schlußscene des „Faust“ dichterisch verklärt und so sein gewaltiges Lied menschlichen Irrens und Strebens ausklingen lassen in den versöhnenden Preis der „allmächtigen Liebe, die Alles bildet, Alles hegt“, und von deren Allwalten der mannhafte Erdenkämpfer, voll Zuversicht und Ergebung, es getrost erhoffen darf,

„Daß ja das Nichtige  
Alles verflüchtige,  
Glänze der Dauerstern,  
Ewiger Liebe Kern.“

